Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 74 (2018)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rezensionen

BERTHELOT, KATELL: *In Search of the Promised Land? The Hasmonean Dynasty between Biblical Models and Hellenistic Diplomacy* (Journal of Ancient Judaism. Supplements – JAJ.S, Bd. 24), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018, 494 S. gr.8°, ISBN 978-3-525-55252-0.

In der vorliegenden Monographie beabsichtig Katell Berthelot (= Vf.in), Professorin für antikes Judentum in Aix-en-Provence, die in der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur seit dem 19. Jahrhundert verbreitete Annahme, ein zentrales Ziel der hasmonäischen Feldzüge sei die gewaltsame Wiederherstellung der territorialen Ausdehnung des »Gelobten Landes« bzw. des Großreiches Israel unter David und Salomo gewesen, anhand einer gründlichen Analyse und Interpretation des verfügbaren antiken Quellenmaterials als haltlos zu erweisen.

In der Einleitung der aus dem Französischen ins Englische übersetzten Studie (S. 15-64) skizziert die Vf.in zunächst die jüngere Forschungsgeschichte des „paradigm of the reconquest of the promised land" in 1.2 Makk (S. 18). Sie thematisiert sodann eine Reihe methodologischer Fragen (insbesondere hinsichtlich des erkenntnisleitenden Interesses der antiken Autoren und der spezifischen Bedeutung ihrer zahlreichen Allusionen auf die biblische Tradition) und legt schließlich Methode, Aufbau und Ziel der eigenen historischen Untersuchung dar. Bereits an dieser Stelle wird deutlich erkennbar, dass neben der (bereits ihre früheste jüdische Rezeptionsgeschichte prägenden) alternativen Deutung der literarischen Darstellungen der hasmonäischen Feldzüge in 1.2 Makk und in den Werken des Flavius Josephus entweder als „tatsächliche" militärische Bestrebungen, die idealen Landesgrenzen gewaltsam wiederherzustellen („these campaigns were perceived as an attempt to reconquer the promised land"), oder als moderne »Eisegese« („this is in fact a modern reading of the Hasmonean wars" [S. 64]) eben auch an die Möglichkeit zu denken ist, dass die erzählten Geschichten mehrheitlich konstruiert bzw. fiktional sind und vor allem der politischen Legitimation des umstrittenen jüdischen Herrscherhauses dienen sollten (vgl. S. 117f.).

Der erste Hauptteil des Buches (S. 65-212) stellt zunächst 1 Makk als Hauptquelle der Ereignisse von der Krise unter Antiochos IV. Epiphanes bis zur Ermordung Simons und dem Aufstieg des Johannes Hyrkanos vor. Als Grund der hier begegnenden zahlreichen Anspielungen auf die biblischen Geschichtsbücher vermutet die Vf.in „a desire to confer a »biblical« aura on the founding figures of the dynasty" (S. 70). Anders als in 1 Makk sei die Darstellung des Geschehens vom Ende der Herrschaft des Seleukos IV. Philopator bis zum Sieg des Judas über Nikanor in 2 Makk nicht als „a work of Hasmonean propaganda" zu beurteilen (S. 77). Die Perspektive des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus wiederum sei „globally favourable to the Hasmoneans" (S. 80), was auch seiner Selbstwahrnehmung als bedeutender Abkömmling der Jerusalemer Priesteraristokratie entspricht.

Wesentliche Bedeutung hat die Beobachtung, dass weder in 1 Makk noch in 2 Makk und bei Josephus die traditionell aufgeladenen Begriffe „Land Israel" und „Heiliges Land" begegnen. Die Verf.in deutet diesen Negativbefund dahingehend, dass die Bedeutung fixierter und markierter territorialer Grenzen für die Konstruktion der judäischen Gruppenidentität angesichts einer jahrhundertelangen Integration in fremde Großreiche (Neubabylonier, Perser, Griechen, Ptolemäer, Seleukiden) als marginal betrachtet werden könne: „The struggle for independence did not necessarily imply a project of territorial expansion" (S. 86). Bejaht wird die Frage, ob die antiken Autoren in ihrer literarischen Werkstatt bereits auf eine vorliegende Sammlung normativer und orientierungstiftender „biblischer" Schriften zurückgreifen konnten (S. 96). Besonders markant seien die „biblischen" Charakteristika des Stils und die Häufung von Allusionen auf die ältere Geschichtsüberlieferung gerade in 1 Makk. Zwar sei der Autor dieser hasmonäischen Propagandaschrift nicht übermäßig an der Erzählfigur Josuas interessiert, aber „royal figures play a key role in his text" (S. 109). Die Frage wiederum, ob in der hasmonäischen Kriegführung traditionelle Modelle in die Tat umgesetzt worden seien (S. 153), kann die Verf.in (zumindest im Hinblick auf 1 Makk) nur verneinen: Weder werde das durch die Landnahmeüberlieferung inhaltlich bestimmte Ethnonym »Kanaan« mit den „Völkern ringsum" (vgl. 1 Makk 1,11; 3,25f.; 5,1.57 u. ö.) in Verbindung gebracht, noch seien die Makkabäerbrüder als Vollstrecker des »Heerbanns« gemäß Dtn 20,15-18 dargestellt worden. Ebenso sei der hasmonäerfreundliche Verfasser von 1 Makk nicht eigens an der Schilderung der »Reinigung« von Land und Tempel durch die Führer der Aufständischen interessiert gewesen. Vielmehr habe er im Kontext seiner literarischen und rhetorischen Strategien gezielt auf populäre Motive zurückgegriffen, die mit gottgewolltem Königtum assoziiert wurden (insb. Neubegründung von Tempel und Tempelkult sowie umfangreiche Bautätigkeit), „to legitimate the rule of the Hasmonean dynasty" (S. 161). Die Wendung „Erbbesitz unserer Väter" in 1 Makk 15,33f. betrachtet die Verf.in als deutliches Indiz dafür, dass die Begründung der territorialen Ansprüche der Judäer für den antiken Autor nicht in dem traditionellen Theologumenon der Landgabe (vgl. Jos 1,2-15; 2,9.14; 5,6; 9,24; 18,3; 24,13) zu finden sei, sondern in der (zeitgenössischem hellenistischem Recht entsprechenden) linearen und kontinuierlichen Weitergabe eines vormals legitim erworbenen Besitzes: „This right is based on a patrimonial mode of transmission, articulating a new historico-juridical – as opposed to theologico-juridical – discourse on the relationship of Israel to its land" (S. 185).

Thema des zweiten Hauptteils (S. 213-340) ist die territoriale Ausweitung des hasmonäischen Herrschaftsgebietes von Johannes Hyrkanos bis Aristobulos II. Als Hauptquellen für diesen Zeitraum werden neben den Werken des Flavius Josephus auch archäologisches, epigraphisches und numismatisches Material herangezogen.

Eine kritische Lektüre der Geschichtsdarstellung des jüdischen Historikers mit dem Ziel, seine perspektivische Bewertung der Hasmonäerherrscher zu ermitteln, führt die Verf.in zu dem Befund, dass zwar die von ihm verwendeten Quellen (hier: Strabon und Nikolaos von Damaskus) die Feldzüge der Hasmonäer verurteilten, aber Josephus selbst keine derartige Missbilligung ihrer Expansionspolitik zeige. Dies provoziert freilich die kritische Anfrage, warum er seine Gewährsleute dann

überhaupt in dieser Angelegenheit so ausführlich zu Wort kommen lässt. Es sei festzuhalten, dass sich das o. g. „paradigm" in der Geschichtsschreibung des Josephus nirgends finden lasse: „He does not suggest anywhere that their wars were motivated by as ambitious a political and religious design as the reconquest of the biblical land of Israel" (S. 239).

Hinsichtlich der jeweiligen Motivation der hasmonäischen Kriegszüge führt die Verf.in u.a. an, dass Johannes Hyrkanos von dem regionalen Machtvakuum profitiert habe, das durch die Konzentration der römischen Politik auf andere unruhige Reichsteile entstanden sei (S. 254), dass Aristobulos I. sich während seiner kurzen Herrschaft in betonter Weise als hellenistischer Potentat dargestellt habe (S. 266) und dass Alexander Jannaeos zunehmend auch wirtschaftliche Ziele mit seinen militärischen Aktionen verband (S. 279). Bedenkenswert erscheint mir die Beobachtung, dass die Zerstörung paganer Kultstätten in den eroberten Gebieten durchweg nicht der Anlass, sondern die Folge der gewaltsamen Annexionen war (S. 283). Hinsichtlich der angeblichen „Zwangsjudaisierung" benachbarter Bevölkerungsgruppen durch die Hasmonäer wird die Notwendigkeit einer differenzierten Beurteilung des Quellenbefundes betont, wobei das Spektrum ihrer Einflussnahme von einem bloßen politischen Arrangement mit den lokalen Eliten bis zu umfassenden kultischen und kulturellen Assimilationsforderungen reichte: „Their policies varied depending on the circumstances and the communities involved" (S. 315). Auch die Anwerbung fremdstämmiger Söldnertruppen durch Johannes Hyrkanos und ihre andauernde Gegenwart im »Heiligen Land« spreche gegen die Annahme, den Hasmonäern wäre an einer (zumal theologisch motivierten) ethnischen und religiösen Homogenität ihres Herrschaftsbereiches besonders gelegen gewesen (S. 340).

Der dritte Hauptteil (S. 341-426) nimmt die Wahrnehmung und Bewertung der Hasmonäerkriege in jüdischen Schriften aus hellenistisch-römischer Zeit, insbesondere in den Handschriften vom Toten Meer, und in der rabbinischen Traditionsliteratur in den Blick. Das Bild, das sich hierbei ergibt, ist zum einen ambivalent (einer deutlich kritischen Position gegenüber den hasmonäischen Hohenpriesterkönigen in den Schriftrollen vom Toten Meer stehen positive Beurteilungen ihres Freiheitskampfes durch die Rabbinen gegenüber) und zum anderen überlagert durch die grundsätzliche Beanstandung ihrer mangelnden dynastischen Herrschaftslegitimation. Insgesamt sei zu konstatieren: „The Hasmoneans were neither seen as new Joshuas, who had reconquered the promised land, nor as the dynasty that restored the kingdom of David and Salomon" (S. 425). Eine konzise Zusammenfassung (S. 427-433) enthält ein Resümee der Einzelergebnisse und betont erneut die grundsätzliche Orientierung der diplomatischen und militärischen Aktionen der Hasmonäer nicht an der biblischen Tradition, sondern an der zeitgenössischen hellenistische Staatskunst: „This new historico-juridical conception of the relationship between Israel and its land, which was the product of the encounter with the Hellenistic world, although not without roots in the Bible, eventually became so well-established in rabbinic literature, that its Hellenistic origins and innovating character were all but forgotten" (S. 433).

Ein Exkurs (S. 434-438) befasst sich mit der Deutung der Hasmonäerkriege in den erhaltenen Fragmenten der „Geschichte der Könige von Juda" des jüdischen

Historikers Eupolemos. Beigegeben sind eine Liste der diplomatischen „Dokumente" in 1 Makk und bei Josephus (S. 439), eine hilfreiche Zeittafel (440-444), zwei Karten (S. 445f.), eine Bibliographie (S. 447-477) sowie ein ausführliches Stellenregister (S. 479-494).

Die methodisch durchdachte, quellengesättigte und nahezu die gesamte relevante Sekundärliteratur bis 2015 abwägend diskutierende Monographie zeigt in durchweg schlüssiger Weise auf, dass der Rekurs der Hasmonäerherrscher bzw. ihrer Chronisten auf die fundierende Tradition nicht loszulösen ist von ihren politischen und diplomatischen Zielen. Das lesenswerte Buch ist nicht nur ein beachtlicher Beitrag zur Geschichte des Hasmonäerreiches, sondern auch ein Exempel solider historischer Wissenschaft.

Tübingen *Michael Tilly*

SOMMER, MICHAEL / ERIK EYNIKEL / VERONIKA NIEDERHOFER / ELISABETH HERNITSCHECK (Hrsg.): *Mosebilder. Gedanken zur Rezeption einer literarischen Figur im Frühjudentum, frühen Christentum und der römisch-hellenistischen Literatur* (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 390), Tübingen: Mohr Siebeck, 2017, X, 478 S., gr.8°, ISBN 978-3-16-155790-3.

Die Herausgeber des Bandes haben gut daran getan, gleich im Titel von Mose als einer *literarischen Figur*, nicht mehr, aber auch nicht weniger zu sprechen und die untersuchten Überlieferungen von dieser *literarischen Figur* im Begriff der *Mosebilder* zusammenzufassen. Mose als *literarische Figur* zu betrachten, ist freilich nicht neu. Vor vierzig Jahren bereits sprach Robert Martin-Achard angesichts allein der zahlreichen Titel und Funktionsbeschreibungen, die Mose in der hebräischen Bibel beigelegt worden sind (*Gottesknecht*, *Gottesmann*, *Priester*, *Prophet*, *Erwählte Gottes*, *Gesetzgeber* etc.), vom biblischen Mose als einer *figure polysémique*, die die Frage aufwirft, ob hinter ihr so etwas wie ein „historischer Mose" steht, oder ob in diesem *Mose* von allem Anfang an eine rein fiktive Gestalt, eben eine *literarische Figur* zu sehen ist (Robert Martin-Achard et al.: *La figure de Moïse. Ecriture et relectures*, Genf / Paris 1978). Diese Frage bleibt auch nach der Lektüre dieses umfangreichen Bandes eine offene Frage und wird wohl auch immer eine offene Frage bleiben. Denn was wir von dieser *literarischen Figur* haben, sind allein Bilder, in Worte gekleidete zumeist, wie in den beiden „Nachrufen" auf Mose in Dtn 34,10-12 und Sir 44,23-45,5, die die beiden grundlegenden Weisen der Erinnerung an Mose reflektieren, aber auch gemalte *Mosebilder*, wie jene in den Wandmalereien in der Synagoge von Dura Europos, die Géza G. Xeravits betrachtet hat (S. 415-428).

Im Untertitel zurückhaltend „Gedanken zur Rezeptionsgeschichte" genannt, ist der thematische Rahmen des Bandes weit gespannt. In vier Teile gegliedert, umfasst er „Mose in den Schriften Israels und im frühen Judentum" (S. 1-185), „Mose in 'frühchristlichen' Schriften" (S. 187-338), „Mose in der rabbinischen Literatur und in spätantiken Zeugnissen" (S. 339-428) und „Mose in der paganen Literatur" (S. 429-453) sowie ein Nachwort von Günter Stemberger mit einer Schlussreflexion zu den „Gedanken über Mose" (S. 455-463).

Im einzelnen auf alle hier versammelten Beiträge einzugehen, ist unmöglich; allein schon die Auflistung aller ihrer Überschriften würde weit über den hier gesetzten Rahmen hinausgehen. Insofern kann im folgenden nur auf einiges hingewiesen werden, wobei nicht verschwiegen werden soll, dass die Auswahl subjektiven Charakters ist und nicht als wertendes Urteil verstanden werden darf.

Das thematische Spektrum des ersten Teils reicht von bibelexegetischen Einzelstudien über das Mosebild der Septuaginta (C. Dagniez; S. 35-62), eine vergleichende Untersuchung zu Mose und/oder Aaron (wer ist der Bessere?) in den Schriften von Qumran (E. Eynikel; S. 63-76), die Mosebilder der *rewritten Bibles* Jubiläen-Buch (C. Werman; S. 77-95), *Liber Antiquitatum Biblicarum* (J. Zengellér; S. 143-166) und der *Assumptio Mosis* (J. Dochhorn; S. 167-185) sowie der hellenistischen Literatur am Beispiel von Artapanus (J. Wyrick; S. 97-121) und Philon von Alexandrien (J. Leonhardt-Balzer; S. 123-142)). Der zweite Teil umfasst Studien zum Mosebild von Johannes (C. Claussen; S. 189-210), Paulus (T. J. Bauer; S. 211-252; H.-U. Weidemann; S. 253-278), dem Hebräerbrief (D. M. Moffitt; S. 279-297), frühjüdischen und frühchristlicher Apokalypsen (M. Sommer; S. 299-317) und der Apostolischen Väter (T. Nicklas; S. 319-338). Im dritten Teil geht es zunächst um den „Zorn des Mose" (Tz. Novick; S. 341-363) und das „Schwert des Mose" (Y. Harari; S. 365-401), und sodann um eine vergleichende Abhandlung zu Mose in den *Apophthegnata Patrum* und der rabbinischen Literatur (M. Bar-Asher Siegal; S. 403-414) und, wie oben schon erwähnt, die Wandgemälde von Dura Europos, in denen Mose zum einen als „Gottesmann" und zum anderen als „Gesetzgeber" dargestellt wird. Im vierten und letzten Teil zusammengestellt sind nicht weniger als 18 höchst unterschiedliche, aber in ihrer Unterschiedlichkeit beredte Mose-Zeugnisse antiker paganer Literatur aus den ersten vier nachchristlichen Jahrhunderten (J. G. Cook; S: 431-453).

Alle Beiträge zeichnen sich aus durch ebenso gründliche wie sorgfältige Quellenanalysen und in beachtlich grossem Umfang herangezogene Sekundärliteratur, die zum Thema auch reichlich vorhanden ist.

Bei allem Erkenntniszuwachs und Wissensgewinn, zu dem die Lektüre des Bandes zweifelsohne verhilft, bleibt am Ende aber doch die Frage, wie ein Band, der explizit die frühjüdische, frühchristliche und (!) pagane *Rezeption der literarischen Figur Mose* zum Gegenstand hat, noch immer ohne jedweden Blick auf die *relecture* der Bibel in Koran und frühislamischer Überlieferung als integralem Bestandteil der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Bibel aus- und daherkommen kann. Dabei wäre es mehr als erhellend und vor allem innovativ gewesen, die präsentierten Mosebilder zum Beispiel zu den Mosebildern der *qiṣaṣ al-anbiyā'*, der „Prophetenerzählungen" in Beziehung oder neben die Wandgemälde von Dura Europas entsprechende islamische Miniaturmalereien zu setzen. An Material dazu (Quellen und Bearbeitungen) besteht alles andere als ein Mangel.

Tübingen *Stefan Schreiner*

BRANKAER, JOHANNA (Hg.): *Das Evangelium nach Maria und Das Evangelium des Judas. Gnostische Blicke auf Jesus und seine Jünger* (Kleine Bibliothek der antiken jüdischen und christlichen Literatur), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017, 61 S., Abb., ISBN 978-3-525-53469-4.

Mit dem vorzustellenden Bändchen – der Diminutiv erscheint im Hinblick auf Format und Seitenzahl durchaus angebracht – liegt nun ein weiterer Titel in der von Jürgen Wehnert herausgegebenen *Kleinen Bibliothek der antiken jüdischen und christlichen Literatur* vor. Diese will die Lektüre der genannten antiken Texte in einer deutschen Übersetzung ermöglichen, welche der Leserin bzw. dem Leser eine eigene intensivere Beschäftigung mit dem Originaltext nicht verbaut, sondern allererst ermöglicht. Um es vorwegzunehmen: Johanna Brankaer meistert diese gleichermassen wichtige wie schwierige Aufgabe mit Bravour.

Nach einer knappen „Einführung in die Gnosis" (S. 7-9), die das von Brankaer vorausgesetzte Verständnis dieses Begriffs skizziert, wird zuerst eine neue deutsche *Übersetzung des Evangelium nach Maria* (S. 21-29, basierend auf der Edition von Anne Pasquier in der Bibliotheque Copte de Nag Hammadi) und sodann eine solche des *Evangeliums des Judas* (S. 45-58, basierend auf der von Brankaer selbst gemeinsam mit Bas van Os verantworteten Edition in den Oxford Christian Early Gospel Texts) geboten. Den Übersetzungen gehen jeweils überlegt strukturierte Einführungen (S. 11-20 bzw. S. 31-43) voraus, die gründlich die Manuskriptüberlieferung vorstellen, die wichtigste (bzw. im Falle des EvJud: die einzige) Handschrift charakterisieren sowie Textgattung und Struktur erörtern. Zudem wird eine Identifizierung zentraler Themen der beiden Schriften (EvMar: Anthropologie, EvJud: Polemik zur Eucharistie und Prädestination) geboten und – im Rahmen einer Einführung besonders hilfreich – das Figureninventar vorgestellt. Gut gewählte Hinweise zu weiterführender Literatur runden diese Hinführungen ab. Trotz der gedrängten Form gelingt es Brankaer überzeugend, divergierende Forschungspositionen samt ihren wichtigsten Argumenten zur Sprache zu bringen und dabei sowohl konsensuelle als auch strittige Elemente der Forschungsdiskussion sachgerecht darzustellen.

Die sprachlich gelungenen Übersetzungen sind wiederum durch zahlreiche Anmerkungen (zum Grossteil zu Fragen der Semantik, aber auch mit z.B. traditionsgeschichtlichen oder narrativen Erläuterungen) erschlossen. Hier finden sich viele Anregungen, um sich auf die Architektur und inhaltliche Dynamik dieser heutigen Leserinnen und Lesern nicht selten zunächst fremd erscheinenden Texte einzulassen. Die integrierten Seitenzahlen der Basiscodizes erleichtern dabei nicht nur die Verknüpfung der Lektüre mit dem Studium der Sekundärliteratur, sondern halten auch als kleines, aber wirkmächtiges Detail das Ausgangsmanuskript in der Übersetzung stets präsent.

Auch formal ist das überzeugende Bändchen sauber gestaltet (allerdings fehlen im Inhaltsverzeichnis die letzten beiden Punkte der Einführung zum *Evangelium der Maria*) und es wird somit hoffentlich vielen eine erste – und bleibende – Begegnung mit zwei interessanten Zeugnissen der christlichen Antike ermöglichen.

Wuppertal *Wolfgang Grünstäudl*

LANDES, YITZHAK (יצחק לנדיס): ברכת העבודה בתפילת העמידה, עיונים בנוסחיה ובתולדותיה (*Studies in the Development of* Birkat ha-Avodah), Jerusalem: Magnes University Press, 2018, 170 S., ISBN 978-965-7763-82-7.

Die *„Schmone-Esre"* – das Achtzehn-Gebet ist eines der Eckpfeiler der jüdischen Gebete, ein Gebet, das aus mehreren Segenssprüchen besteht. Das vorliegende Buch widmet sich einem dieser Segenssprüche, dessen Ursprünge, Entwicklung und verschiedenen Versionen. Es handelt sich um den Drittletzten der Segenssprüche dieses Gebets und ist eine Bitte um wohlwollende Annahme der ausgesprochenen Gebete.

Die heutige Gebetsordnung, deren Grundstein nach der Zerstörung des zweiten Tempels in Javne festgelegt wurde, ist aus den Gebeten hervorgegangen, die im Tempel zu Jerusalem rezitiert wurden. Das Ziel des Verfassers dieser Studie war es, die verschiedenen verfügbaren Quellen zu diesem Segensspruch miteinander zu vergleichen und so die Entwicklung des Textes zu verfolgen und zu verstehen. Die Quellen, die der Verfasser aufgespürt und geprüft hat, stammen aus den Makkabäer-Büchern, aus früh christlichen Quellen (S. 34ff), aus rabbinischen Schriften (Kap. 3, S. 51ff), aus Gaonäischer Zeit (S. 59, 61f, 69), aus Pijjutim – liturgischen Gesänge, die zeitlich nicht immer sicher eingeordnet werden können (S. 126f) sowie aus Quellen der Ära der „Rischonim" (11.–15.Jh.) (Kap. 5, S. 120ff).

Nicht nur Textvergleiche, sondern auch der Inhalt des Segensspruches ist ein Thema dieser Studie. Eines ist bereits erwähnt worden: das wohlwollende Annehmen der Gebete. Das zweite ist der Gottesdienst im Tempel und der Wunsch diesen in Zion wieder aufnehmen zu können. Während die Bitte um wohlwollende Annahme der Opfer und der Gebete auf Gebete aus der Tempelzeit hindeuten, ist der Wunsch, Gottes Herrlichkeit in Zion wieder zu erleben, wohl aus der Zeit nach der Zerstörung.

Landes ist nicht der Erste, der die Gebete erforschte. Etliche, darunter auch Esra Fleischer, sind ihm vorangegangen. Er setzt sich mit ihren Schlüssen auseinander, untermauert sie, wenn die Quellen, die er ausforschte deren Schlüsse bestätigen. Wenn das nicht der Fall ist, hebt er den Unterschied hervor und zieht seine Schlüsse daraus.

Das 18-Gebet wird drei Mal täglich rezitiert. Da dies auch zur Routine werden und somit an Tiefgründigkeit verlieren kann, hatten die Weisen uns davor bereits gewarnt (Sprüche der Väter Kap. 2/18). Das Verstehen des Textes kann davor bewahren. Den Werdegang des Gebetes kann es gar spannend machen.

Wien *Tirza Lemberger*

MERI, JOSEF (ed.), *The Routledge Handbook of Muslim-Jewish Relations*, New York / London: Routledge, 2016, 522 S., gr.8°, ISBN 978-0-415-64516-4.

In dem von ihm herausgegebenen Handbuch vereint Josef (Yousef) Meri ein facettenreiches Spektrum historischer und zeitgenössischer Themen und Problematiken der muslimisch-jüdischen Beziehungen (MJR). Ausgewiesene Expertinnen und Experten erörtern darin die 1300-jährige Beziehungsgeschichte mit dem Ziel, Informationen und Wissen für die Lehre und den interreligiösen Dialog bereitzustellen

(S. 7f.). Das Buch richtet sich durch seinen verständlichen Schreibstil über einen akademischen Leserinnen- und Leserkreis hinaus an Mitarbeitende unterschiedlicher Bildungsinstitutionen und staatlicher Einrichtungen sowie an eine interessierte Öffentlichkeit.

Das *Routledge Handbook of Muslim-Jewish Relations* ist die zweite Publikation des Verlags in der Reihe *Handbooks in Religion*. Der Einführung des Herausgebers folgen vierundzwanzig Essays, die Hälfte davon in Co-Autorenschaft, die mit z. T. kommentierten Bibliografien zur vertiefenden Diskussion einladen. Der Zugang zum Gegenstand der MJR ist überwiegend disziplinär (Geschichte, Theologie, Medizin, Recht, Literatur, Musik, Kunst, Literatur), bietet aber auch konzeptionelle (Antisemitismus, Islamophobie, jüdischer und arabischer Nationalismus), historisch spezifische (*Nakba*, Holocaust, palästinensisch-israelischen Konflikt) sowie lebensnahe Ansätze (Speisen u. a.).

Das Handbuch verzichtet auf eine Chronologie, ordnet stattdessen die Beiträge etwas arbiträr unter Themenbereiche, wobei die Moderne und das Mittelalter als historische Kategorien dienen. Dennoch fassen die Autorinnen und Autoren diese Zeiträume unterschiedlich auf. So dehnt Meri das Mittelalter bis in das 17. Jahrhundert aus, um die Bedingungen für die Veränderungsprozesse des osmanischen Reiches zu erklären (S. 15), während der linguistische Ansatz Arie Schippers hebräische und arabische Literatur des Mittelalters nur bis in das frühe 14. Jahrhundert behandelt (S. 129). Masha Itzhaki und Soubhi Boustani nehmen das von Schippers besprochene lyrische Genre pointiert auf, um es anhand von vier Autoren und Autorinnen (Nidaa Khoury, Mahmoud Darwish, Dalia Rabikovitz, Nathan Zach) und ihrer poetologischen Auseinandersetzung mit dem «Anderen» (S. 137ff.) exemplarisch in die zeitgenössische Literatur zu überführen. Ähnlich, jedoch die Moderne explizit als vergangenes Moment bestimmend (S. 450), entwerfen Aaron Rosen und Yasser Tabbaa aus kunstgeschichtlicher Perspektive in ihrer präzisen Darstellung eine thematisch-chronologische Abfolge, die sowohl materielle Kulturen wie Abstrakta aufgreift. Sie befragen die unterschiedlichen Entwürfe von Figuration in der jüdischen und islamischen Kunsttradition und weisen ausdrücklich auf ihre anfängliche Frustration hin (S. 449), für diese partikularen Darstellungsformen keine Definitionen aus der Kunstgeschichte bereitstellen zu können.

Die Definitionsfrage wirft auch der Titel des Handbuches auf, bzw. der Terminus für die so benannte junge wissenschaftliche Disziplin *Muslim-Jewish Relations*, den Meri aufgrund des historischen und geographischen Kontextes des Mittleren und Nahen Osten und Nordafrika gerechtfertigt sieht (S. 1f.) und gegenüber dem allgemein gebräuchlichen Pendant *Jewish-Muslim Relations* favorisiert. Letzterer sei synonym zu lesen. Diese Begründung eines Wechsels der Termini lässt viele Fragen offen.

Im Anschluss stellt sich die Frage nach der Koexistenz muslimischer und jüdischer, aber auch christlicher und anderer Gemeinschaften in dieser Region. «Convivencia» (wörtlich: «Zusammenleben») ist ein strittiges Konzept, das wenige Beiträge des Handbuches thematisieren. Meri gibt zu bedenken, dass dieses Konzept der Komplexität des spanischen Mittelalters bzw. *Al-Andalus* nicht gerecht werden kann (S. 21f.). Ausserdem stelle sich das Problem, ob der Begriff auf andere Regionen anwendbar sei. Hier schliessen die eher persönlichen Reflektionen von

Akbar Ahmed und Edward Kessler zum interreligiösen Dialog an. Andererseits heben sie den didaktisch-methodischen und psychologischen Nutzen historischer Beispiele hervor: Das «Golden Age» der jüdischen Geschichte auf der iberischen Halbinsel gebe Hoffnung für die Zukunft und die Auseinandersetzung mit der «Convivencia» bereite den Boden für die schwierigen aktuellen Themen (S. 256, 264). In den Verfilmungen der 1960er-Jahre ist bei der Darstellung jüdischen Lebens im Maghreb dieses Konzept des Zusammenlebens deutlich idealistisch gefärbt (S. 403, 407). Gesamthaft wird der Begriff «Convivencia» von den Autorinnen und Autoren eher verworfen. Das Gewicht der Beiträge liegt auf der konstruktiven Problematisierung der Beziehungen im letzten Jahrhundert und in der Gegenwart. Dies zeigt sich in den sehr differenzierten Beiträgen zu den immer wieder aktuellen Themen zum Holocaust, zur *Nakba*, zum palästinensisch-israelischen Konflikt, zum Anti-Semitismus (sic.) und zur Islamophobie bis hin zur Frage nach Identität(en) und Gemeinschaft(en).

Die Beiträge zu den traditionellen Disziplinen - wie der Schriftexegese, der Theologie, des Rechts, der Philosophie oder der Medizin - stellen vorwiegend produktive Wechselwirkungen der MJR in den Vordergrund. Davon ausgenommen wird in der Darstellung von Judith Frishman und Umar Ryad «Law: Islamic and Jewish legal traditions» ein komparatistischer Ansatz deutlich. Die Interaktionen bleiben dabei wenig berücksichtigt, die Meri jedoch als zentrales Moment der MJR versteht (S. 255). Oliver Leaman und Aaron Hugh betonen in ihren Beiträgen den gewichtigen Einfluss des islamischen und arabischen Denkens – wie der *kalām* (islamische Theologie), insbesondere der Muʿtazīla für das theologische Denken und die arabischsprachige Antiken-Rezeption z. B. durch al-Fārābī für das philosophische Denken. Kritisch ist anzumerken, dass beide ansonsten elaborierten Beiträge die jüdische Perspektive und das mittelalterliche Denken in den Vordergrund stellen. Es wäre wünschenswert, hätte auch neuzeitliche und zeitgenössische arabische Philosophie Eingang gefunden: wie z. B. das politische Denken Hannah Arendts im Kontext des arabischen Frühlings (Wiederabdruck des zweiten Teils der Übersetzung von Kharyi Hammad *Hannah Arendt Ra'y fī aṯ-ṯawra* [*On Revolution*], Kairo 1964, in der Kairoer Zeitschrift für Literaturkritik *Fuṣūl* 80, 2012, siehe: Jens Hanssen, HannahArendt.net, 2013; Malīka ibn Dawda, *Falsafa as-Siyāsa ʿinda Hannah Arendt*, al-Ǧazā'ir Editions El-Ikhtilef, 2015) oder Auseinandersetzungen mit dem Denken von Henri Bergson (u. a. Ṣādiq Ǧalāl al-ʿAẓm, 1961; ʿAbd ar-Raḥmān Badawī, 1947).

Insgesamt muss die ausserordentliche Leistung Josef Meris gewürdigt werden, so diverse, aber die Diskussion anfachende Positionen in einem Band zu versammeln. Indem dieser sowohl differenziertes Grundlagenwissen als auch eine Vielzahl methodische und theoretische Zugänge präsentiert, kommt er verschiedenen Ansprüchen eines Handbuches nach. Ihm ist eine breite Leserschaft auch ausserhalb der Universitäten zu wünschen.

Korrektur (S. 132, Fussnote 16): Ibn Sīnā (Avicenna) wurde in Buchara geboren, wirkte in Transoxanien, Chorasan und später in Isfahan, nicht in Andalusien.

Bern *Almuth Lahmann*

CONERMANN, STEPHAN (ed.): *Muslim-Jewish Relations in the Middle Islamic Period. Jews in the Ayyubid and Mamluk Sultanates (1171-1517)* (Mamluk Studies, Bd. 16), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2017, 198 S., gr.8°, ISBN 978-3-847-10792-7.

Anliegen des aus einer Konferenz des *Annemarie Schimmel Kollegs* in Bonn Ende Oktober 2014 hervorgegangenen Sammelbandes (S. 8) ist es, Beiträge zur Geschichte der Juden während der (im Titel genannten) *Middle Islamic Period* zu liefern, die einerseits den Blick auf die Lage der Juden in der islamischen Welt des Nahen Ostens zu jener Zeit schärfen und andererseits zugleich geeignet sind, als Grundlage und Ausgangspunkt für vergleichende Studien zur Lage der Juden im christlichen Europa im Hohen Mittelalter zu dienen. Anders freilich als zur Geschichte der Juden im christlichen Europa sind die dazu zur Verfügung stehenden Quellen (allen voran Dokumente aus der Kairoer Geniza), bei allem Umfang, dennoch geringer, zumal zeitgenössische muslimische Geschichtsschreiber in der Regel eher zögerlich waren, etwas über Juden (und Christen) zu schreiben (S. 7). Gleichwohl waren Juden sowohl unter der Herrschaft der ajjubidischen als auch der mamlukischen Sultane anders und weitaus stärker in die Gesellschaft integriert, als sie im christlichen Europa je gewesen sind. Dieser Integration verdanken sie aber auch, dass sie ein ähnliches Schicksal hatten wie ihre muslimischen Nachbarn, worauf vor Jahren schon Shlomo Dov Goitein (1900–1985) in seinem Klassiker *Jews and Arabs – Their Contacts through the Ages* (1955) hingewiesen hat. Denn wie die *Middle Islamic Period* in der islamischen Geschichte als Beginn des Niedergangs gilt, so gilt sie auch in der Geschichte der Juden (und Christen), deren Leben, anders als zuvor, mehr und mehr von restriktiv ausgelegten *dhimma*-Bestimmungen und diskriminierenden Regelungen betroffen worden ist, als eine Zeit des beginnenden Niedergangs.

Wie Juden unter der Herrschaft der Mamluken darauf reagiert haben, untersucht Dotan Arad und kann dabei ein vergleichsweise breites Spektrum „of coping strategies" vorstellen, die Be- und Einschränkungen im Alltag zu umgehen und/oder zu konterkarieren (S. 21-39). – Die sich nicht zuletzt aus der Interaktion im Alltag ergebenden wechselseitigen Beeinflussungen von Sufis und Juden, für die kein Geringerer als Abraham Maimonides als Beispiel steht, bis hin in die Einrichtungen ihrer Konventikel (*zāwiya, ribāṭ, khānqāh*) sind Gegenstand der Abhandlung von Paul B. Fenton (S. 41-62). – Miriam Frenkel erinnert an Leben und Werk von Eliyahu Ashtor (Strauss; 1914–1984), insbesondere an sein 3-bändiges *opus magnum*, *The History of Jews in Egypt and Syria under the Mamluks* (1944–1960, hebr.) das den eigentlichen Beginn der systematischen Erforschung der Geschichte der Juden im Nahen Osten markiert (S. 63-74). – Den oft „fiktionalisierten" Geschichten mamlukischer Chronisten von Religionswechseln, Übertritten von Juden zum Islam geht Yehoshua Frenkel nach und zeigt, welche narrativen Strategien sich dahinter verbergen, indem solche Konversionen nicht nur durchweg positiv dargestellt und ausgemalt werden, sondern zugleich genutzt wurden, um die Vorzüglichkeit und Überlegenheit des Islams und seine Letztgültigkeit herauszustellen (S. 75-95). – Die eingangs erwähnte Annahme des Niedergangs problematisiert Nathan Hofer mit Blick auf die jüdische Geschichte und mahnt, dabei nicht zu übersehen, sondern in den Blick zu nehmen, dass Juden nicht nur Objekte („passive *dhimmīs*") ajjubidischer und mamlukischer Politik,

sondern zugleich auch und erfolgreich „deliberate and thoughtful actors in their own right" waren (S. 95-120). – Mit dem *typos* und Bild des jüdischen Arztes als „Healer, Scholar, and Conspirator" und seiner Ausgestaltung und Präsentierung in Erzählungen ajjubidischer und mamlukischer Chronisten und dessen narrativer Instrumentalisierung zu politisch-ideologischen Zwecken beschäftigt sich Paulina B. Lewicka (S. 121-143). – Elisha Russ-Fishbane geht der Frage nach, welche Folgen Naturkatastrophen wie Erdbeben und Hungersnöte und Seuchen (Pest) im Ägypten des frühen 13. Jahrhunderts für die dortigen jüdischen Gemeinden hatten und zeigt, wie sie instrumentalisiert, immer wieder religiösen Minderheiten als vermeintlich auslösendem Faktor angelastet worden sind (S. 145-145). – Walid A. Saleh schliesslich beleuchtet die Auseinandersetzung um al-Biqāʿīs (gest. 1480) grossen Korankommentar, der sich dadurch auszeichnet, dass sein Autor in ihm ausführlich aus arabischen Übersetzungen der hebräischen Bibel und der vier Evangelien zitiert und damit eine Kontroverse ausgelöst hat, die al-Biqāʿī am Ende veranlasst hat, (s)eine Apologie der Verwendung der Bibel in der Koranexegese zu schreiben, die Walid A. Saleh vor einigen Jahren (2008) in einer textkritischen Edition herausgebracht hat (S. 177-193).

Tübingen *Stefan Schreiner*

DAVIES, FRANZISKA & MARTIN SCHULZE-WESSEL (eds.): *Jews and Muslims in the Russian Empire and the Soviet Union* (Religiöse Kulturen im Europa der Neuzeit, Bd. 6), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015, 168 S., gr.8°, ISBN 978-3-525-31028-1.

Zugrunde liegen dem Aufsatzband Vorträge, die während einer Konferenz im Historischen Kolleg in München im Juni 2013 gehalten worden sind und den Blick auf ein Thema lenken, das in der Osteuropaforschung in den letzten zwei, drei Jahrzehnten – wieder – verstärkt Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, wie die Herausgeber mit Recht hervorheben (S. 7).

Thematisch zerfällt der Konferenzband in zwei Gruppen von Artikeln: Während im Mittelpunkt der einen entweder *Jews* oder *Muslims* stehen, wenden sich die anderen dem Thema in vergleichender Betrachtung zu, auch wenn der vergleichenden Betrachtung der rechtlichen und sozialen, kulturellen und politischen Verhältnisse von Juden und Muslimen im Zarischen Russland und der (frühen) Sowjetunion durchaus Grenzen gesetzt sind, wie Yohanan Petrovsky-Shtern gleich im nach der Einleitung der Herausgeber (S. 7-14) ersten Beitrag deutlich macht und dieser Art vergleichende Betrachtung als ein Vergleichen von „Jewish Apples and Muslim Oranges" charakterisiert (S. 15-30). Dass ein solcher Vergleich dennoch erhellend sein kann und ist, belegen zum einen Michael Stanislawski, der sich am Beispiel von Judah Leib Gordon (1831–1892) und Ismail Bey Gasprinskij (1851–1914) mit Grundfragen der „Jewish and Muslim Enlightenments in Tsarist Russia" befasst (S. 31-46), und zum anderen Franziaka Davies, die die zarische Politik gegenüber Juden und Muslimen anhand ihrer Religionspolitik und deren Umsetzung in der russischen Armee analysiert (S. 47-63), sowie

Vladimir Levin, der unter den Stichworten „Common Problems, Different Solutions" die jüdische und muslimische Antwort darauf untersucht (S. 65-86).

Die Geschäftsbeziehungen eines jüdischen Textilunternehmens im polnischen Łódź des 19, Jahrhunderts sind Gegenstand der Abhandlung von David Schick (S. 87-102). – Während sodann Dovid E. Fishman dem Anteil des Jiddischen an der Ausbildung einer säkularen jüdischen Identität im Zarischen Russland nachgeht, verhandelt Michael Khodarkovsky die Frage nach muslimischer Identität zwischen „Imperial and Ethnic Identities in the Russian Empire" (S. 113-125). – Vielfalt und Unterschiedlichkeit muslimnischer Reaktionen auf die russische Revolution porträtiert Adeeb Khalid am Beispiel der zentralasiatischen Regionen, die nicht Teil des „multi-confessional establishments" des russischen Reiches waren (S. 127-140). – David Shneer schliesslich analysiert den Beitrag, den die beiden (jüdischen) Fotografen Georgij Zelmanovič und Semjon Frydland zur Konstruktion der sowjetischen Moderne im Prisma der Fotographie geleistet haben. Allen Artikeln beigegeben sind Bibliographien verwendeter und weiterführender Literatur.

Auch wenn es sich bei allen Beiträgen wesentlich um historische Analysen der Antworten handelt, die die zarische und/oder frühe sowjetische Administration auf die Herausforderungen gegeben hat, vor die sie sich in ihrem Bemühen um Integration der beiden nach der orthodoxen Kirche grössten Religionsgemeinschaften gestellt sah, kommt ihnen dennoch heute, nicht zuletzt vor dem Hintergrund neu aufgekommener Diskussion um Russlands imperialen Charakter und Rolle, gleichsam aktuelle Bedeutung zu. Jedenfalls wollen und sollen sie nach dem Willen der Herausgeber des Bandes durchaus auch so gelesen werden.

Tübingen *Stefan Schreiner*

RUDERMANN, DAVID B. (ed.): *Converts of Conviction. Faith and Scepticism in Nineteenth Century European Society* (Studies and Texts in Scepticism, Bd. 1), Berlin / Boston: Walter de Gruyter, 2018, 109 S., gr.8°, ISBN 978-3-11-048714-5.

Mit dem vorgelegten, fünf Artikel umfassenden Band beginnt das ספקנות – *Maimonides Center for Advanced Studies / Jewish Scepticism* (Hamburg) seine neue Schriftenreihe. Wie im Titel angegeben, geht es um Konversion(sgeschichten) vom Judentum zum Christentum, dargestellt an herausragenden Beispielen. Wenn auch der Herausgeber des Bandes seine Introduction (S. 1-7) mit der Feststellung beginnt, dass "The study of Jewish converts to Christianity in the modern era had long been marginalized in Jewish historiography," darf dennoch nicht übersehen werden, dass diese Konversion(sgeschicht)en durchaus nicht zu den Themen gehören, die bislang wenig erforscht sind. Im Gegenteil, gerade in den letzten Jahrzehnten sind zahlreichen Abhandlungen dazu erschienen, und dies in unterschiedlichen Sprachen.

Gleich der erste Beitrag von Agnieszka Jagodzińska (= Vfn.), in dem sie die "Interactions between the London Society [scil. for Promoting Christianity amongst the Jews] and Jews in Warsaw in the First Half of the Nineteenth

Century" (S. 9-25) war auf Polnisch unter einem anderen Titel 2014 im Warschauer *Kwartalnik Historii Żydów* erschienen. Darin beleuchtet Vfn. die Konversion(sgeschichte) von Hirsch (Henry) Izraelski und Abraham (Siegmund) Hauptmann, zweier Studenten der Warschauer Rabbinerschule, die seit ihrer Gründung 1826 Kontakte zur Londoner Gesellschaft hatte, in der lutherischen Kirche in Warschau haben taufen lassen (S. 10-25). – Die in manchem höchst merkwürdige Lebens- und Konversionsgeschichte Vasily (Avraham Hirsch) Levisons ist Thema von Ellie R. Schainker (S. 27-40). Levison, Sohn des Landesrabbiners von Hessen-Kassel und 1829 zum Rabbiner ordiniert, war Anhänger radikaler deutsch-jüdischer Reform, bevor er Anfang der 1830er Jahre in Weimar eine Begegnung mit einem russisch-orthodoxen Priester hatte, in deren Folge er beim russischen Bildungsminister Uvarov ein Gesuch stellte, zur russisch-orthodoxen Kirche übertreten zu dürfen und russischer Staatsbürger zu werden, was ihm gestattet wurde (am 21. Oktober 1839 wurde er in St. Petersburg auf den Namen Vasily Andreevič getauft und begann danach eine Karriere als Professor für Hebräisch an der dortigen Orthodoxen Geistlichen Akademie und der Katholisch-theologischen Akademie). 1859 nahm ihn Bischof Kirill in seine Delegation für eine Reise nach Jerusalem auf. In seinen 1866 veröffentlichten „Jerusalemer Briefen" berichtet er nicht nur davon, sondern ebenso auch von seiner Konversion. Bekannt geblieben ist Levison als Übersetzer von (u. a.) des Neuen Testaments und der orthodoxen Liturgie ins Hebräische sowie einiger hebräischer Werke ins Russische, darunter Josef Albos „Katechismus". – Nicht weniger merkwürdig ist "The Intellectual and Spiritual Journey of Stanislaus Hoga: From Judaism to Christianity to Hebrew Christianity," die David Ruderman (= Vf.) nachzeichnet (S. 41-53). Hoga, als Yehezqel in Kazimierz Dolny geboren, wo sein Vater, ein Anhänger des „Sehers von Lublin", Rabbiner war, war in seiner Warschauer Zeit in Kontakt zu Alexander McCaul und anderen Mitgliedern der Londoner Gesellschaft gekommen und hatte sich dort einen „zweifelhaften Namen" als Übersetzer von McCauls evangelikalem ebenso antitalmudischem wie antirabbinischem missionarischem Pamphlet *The Old Paths* (1837) ins Hebräische (נתיבות עולם) gemacht, bevor er mit eigenen missionarischen Traktaten aufwartete, sich Ende der 1840 Jahre allerdings davon distanzierte und zum Kritiker der Londoner Gesellschaft und Verfechter eine neuen Judenchristentums wurde. Bedauerlich nur, dass Vf. die Reaktion insbesondere russisch-jüdischer *Maskilim* auf Hoga und McCaul ausgeblendet hat. Allein Isaak Baer Lewinsohn hätte dazu mit seinem vierbändigen ספר זרובבל (*Sefer Zerubbavel*; 1860), einer leidenschaftlichen Widerlegung und Zurückweisung von McCauls Machwerk, genügend Material geliefert. – Im letzten Beitrag porträtiert Christian Wiese "The Divergent Path of Two Brothers: The Jewish Scholar David Cassel and the Protestant Missionary Paulus Cassel" (S. 55-95). Während ersterer (David) zeit seines Lebens der *Wissenschaft des Judenthums*, ihren Anliegen und Idealen verpflichtet blieb und wesentliche Arbeit auf diesem Gebiet geleistet hat und Religionswechsel entschieden ablehnte, etablierte sich letzterer (Selig, nach seiner Taufe 1855 Paulus Stephanus) als Akademiker, der neben seinen missionarischen Ambitionen vor allem durch seine Neuinterpretation der Geschichte von Juden und Christen im Geiste des zeitgenössischen Philosemitismus bekannt geblieben

ist.. – Eine (allerdings nur sehr fragmentarische) Bibliographie (S. 99-106) und allfällige Register (S: 107-109) schliessen den Band ab.

So aufschlussreich die einzelnen Beiträge je auf ihre Weise auch sind, insgesamt wirkt der Band dennoch eher wie die Zusammenstellung zufällig vorhanden gewesener Aufsätze. Unter einem so programmatischen Titel und zumal Untertitel (!) wie dem des vorliegenden Bandes hätte man mehr erwartet.

Tübingen *Stefan Schreiner*

AUE-BEN-DAVID, IRENE: *Deutsch-Jüdische Geschichtsschreibung im 20. Jahrhundert. Zu Werk und Rezeption von Selma Stern* (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, Bd. 28), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017, 315 S., ISBN 978-3-525-37051-3.

Nur zu genau erinnert sich der Verfasser dieser Rezension an seine erste Begegnung mit dem epochalen Werk Selma Sterns «Der preussische Staat und die Juden» (1925, 1961-1975) im Anschluss an ein Proseminar 1981 zu «Preussen», aus dem, mit der Chuzpe des Erstsemesters, eine Proseminararbeit mit der These hervorging, dass in Bezug auf die Politik gegenüber den Juden von Friedrich dem Grossen eine direkte Linie zu Adolf Hitler gezogen werden könne. Die Dozentin, eine grosse Verehrerin Friedrichs des Grossen, war blank entsetzt, dies könne man so nun überhaupt nicht sagen, dies sei auch nicht die Intention Sterns gewesen. Irene Aue-Ben-Davids Dissertation zu Selma Stern (1890-1981) macht es nun mit einem sehr erhellenden methodischen Zugang möglich, nicht nur die, zugegeben, gewagte These der Proseminararbeit zu überprüfen, sondern über die Werks- und Rezeptionsgeschichte der zwei bekanntesten Publikationen von Selma Stern ihren Weg als Historikerin zu verfolgen. Das schon erwähnte Werk über Preussen und „Jud Süß" (1929) dienen dabei als Hintergrund dreier Untersuchungsstränge: Selma Sterns Werk, der Genderaspekt im Blick auf ihre Forschung sowie der Umgang der jüdischen und der nichtjüdischen Öffentlichkeit mit Geschichte vor und nach 1945. Klar wird, Selma Stern hat immer intensiv und eng an den Quellen gearbeitet. Über die Geschichte gelegte Ideologien waren ihr fremd, die Geschichte sprach für sich und zwar über den quellentechnischen Nachweis. Das heisst aber nicht, dass sich Selma Stern einer Analyse und Bewertung der Geschichte entzogen hätte, im Gegenteil, sie vertrat eine auf den Quellen basierende klare Meinung. Irene Aue-Ben-David, Leiterin des Leo-Baeck-Instituts Jerusalem, zeigt neben der Werks- die Rezeptionsgeschichte anhand der Rezensionen zu den zwei Publikationen, woraus sich ein faszinierendes Porträt geschichtswissenschaftlichen Denkens von den 1920er bis in die 1970er Jahre ergibt. Dabei kristallisiert sich die Grundfrage heraus: Konnte man nach 1945 noch den Blick der 1920er und beginnenden 1930er Jahre auf die Jüdische Geschichte in Deutschland beibehalten? Waren nicht Selma Sterns Thesen zur deutsch-jüdischen Geschichte durch die Shoah als falsch bewiesen? Hinter all diesen Fragen zeigt Aue-Ben-David Selma Stern als Person, die unter der Nichtbeachtung litt, die sie als Jüdin und nicht an eine Universität angebundenen Historikerin erfuhr. Selma Stern war verheiratet mit Eugen Täubler, Universitätsprofessor für Alte Geschichte,

und wenn es zu finanziellen Krisen kam an ihren jeweiligen Arbeitsorten kam (sei es in Deutschland oder im Exil in den USA), wurde sie mit dem Argument konfrontiert, man müsse sie nicht „versorgen", es sei schliesslich noch ihr Mann da. Beide konnten dieser Argumentation nicht folgen. Wie konnte die Unterstützung und Wertschätzung einer Wissenschaftlerin, eines Wissenschaftlers am jeweiligen Ehepartner gemessen werden? In diesem Sinne sind Täubler und Stern ein, modern gesprochen, dual-career couple – in ihrer Lebenszeit war dies aber noch undenkbar.

Am Ende des sehr empfehlenswerten Buches steht für den Rezensenten noch einmal die Frage, ob sich aus Selma Sterns Preussen-Studie eine Linie von Friedrich dem Grossen zu Hitler ziehen liesse. Nein, das geht derart teleologisch nicht, aber es wird aus der Studie deutlich, wie sehr diese These dem bundesrepublikanischen Geschichtsdenken der 1970er Jahre geschuldet war und wie aktuell Selma Sterns Werk noch immer ist.

Basel *Erik Petry*

TEITELBAUM, ABRAHAM: *Warschauer Innenhöfe. Jüdisches Leben um 1900 – Erinnerungen.* Aus dem Jiddischen von Daniel Wartenberg, herausgegeben von Frank Beer, Göttingen: Wallstein-Verlag 2017, 234 S. ISBN 978-3-8353-3138-9.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, als das Ausmass der Katastrophe bekannt wurde, versuchten viele, die verlorene Welt durch die Macht des Wortes nicht nur aus der Vergessenheit zu retten, sondern gar in die Ewigkeit zu bringen. Auch Abraham Teitelbaum (1889–1947) bemühte sich darum mit seinem Buch „Warschauer Innenhöfe". Für den jiddischen Leser war Teitelbaum, ein berühmter jiddischer Schauspieler und Theaterregisseur, längst bekannt. Seine Reiseberichte wie auch andere Artikel wurden durch die Jahre in den einflussreichsten jiddischen Zeitschriften gedruckt.

Redet man auf Jiddisch von Höfen, so sind damit meist rabbinische Dynastien chassidischer Herkunft gemeint. Das schöne Wortspiel im Titel wird von einem beinahe dramaturgischen und sehr gelungenen Konzept begleitet, in dem Teitelbaum seine eigene Biographie von dem innersten, noch tief religiösen Hof seiner Kindheit bis in die säkularen Höfe der jiddischen Literatur und des jiddischen Theaters hinein öffnet. Wie für ein geniales Bühnenbild, zeichnet Teitelbaum das jiddische Warschau anhand von konkreten Innenhöfen nach. In diesem Konzept liegt die Kraft des Buches. Der Text selber ist, wenn auch hoch informativ, teilweise auch sehr persönlich, doch selten poetisch.

Wer sich nun also die kleinen Details des jüdischen Lebens in Warschau am Vorabend des 20. Jahrhunderts (bis Mai 1907) plastisch oder gar akustisch vorstellen will, wird Gefallen an dem Buch finden. Man wird kaum anderswo ähnlich langen Aufzählungen von Waren und Gegenständen, von Klängen und Tönen (genaue Ausrufe auf dem Markt, verschiedene Arbeits- oder Nachtklänge) neben detaillierten Beschreibungen von Trachten und Moden begegnen. Sogar die Preise von damals finden immer wieder Erwähnung.

Zahlreich und dicht sind auch die narrativen Erinnerungen im Buch. Diese benennen beispielsweise die verschiedenen Handwerker im Hof, beschreiben die Mobilisierung der Hofkinder für unterschiedliche Projekte, erzählen von wichtigen Freundschaften im Leben des jungen Teitelbaum. Mit dem einen Freund entdeckte er heimlich das Theater. Dass es ein polnisches Wandertheater war und dass sie die Sprache kaum verstanden, spielte für sie wohl kaum eine Rolle. Die Geschichte der Freundschaft mit Shilem Vilner , einem kleinwüchsigen, sensiblen und intelligenten junger Mann, der seinerzeit als Büroangestellter bei der Polizei amtierte, später aber in einem Berliner Zirkus als Clown arbeitete, gehört zu den stärksten im Buch. Sehr detailliert wird wiederum die Arbeit in einer Buchhandlung geschildert. Auch Szenen aus der Revolution von 1905 gibt es zu lesen, wie auch prägende Momente aus der Arbeit in der Redaktion der hebräischen Zeitschrift „Hatsofe". Der Weg ins Theater ging ähnlich wie bei den Literaten über den Schriftsteller Y. L. Peretz. Das Buch endet mit der Einladung des damals noch jungen Schauspielers Teitelbaum nach Sankt Petersburg. Er war 18 Jahre alt, als er von Warschau Abschied nahm.

Mit der Öffnung der Innenhöfe in die Welt, mit der Darstellung der literarischen Szene, wie auch der jiddischen Theaterwelt, verwendet Teitelbaum viele zeitgenössische Konventionen. Diese sollten für heutige deutsche Leserinnen und Leser in einen Kontext gebracht und erläutert werden, doch der Fussnotenapparat des Buches ignoriert die Forschungstradition der Jiddischen Studien.

Bereits im Vorwort erklärt der Übersetzer, dass es keine einheitliche Transkriptionsmethode vom Jiddischen ins Deutsche gebe. So werden in den Fussnoten mehrere Schreibmöglichkeiten für jeden Namen angeboten, was eher irreführend als aufschlussreich ist. Doch selbst wenn die vorhandene YIVO Klal-Yiddish-Transkription aus historischen Gründen eher einen englischen Hauch hat, gilt sie immerhin als Standard in der akademischen Welt. Der Übersetzer scheint seinen eigenen Dialekt in der Schreibweise verwendet zu haben. In manchen Fällen ist das historisch falsch, denn ein Schriftsteller wie H. D. Nomberg (1876–1927) pflegte seinen Namen mit O und nicht mit U zu schreiben (anders als im Hebräischen verwendet man im Jiddischen einen anderen Buchstaben dafür). Wer den Namen unter „Numberg" in den vorhandenen Lexika sucht, wird ihn wohl kaum finden. Auch Hebraismen, die oft, wohl um Authentizität im Text herzustellen, einfach nur transliteriert, nicht aber übersetzt werden, erscheinen im Text nach der heutigen israelischen Aussprache und nicht in ihrer historisch-konsequenten aschkenasischen Form.

Sowohl im Vorwort als auch in der „Anmerkung zur Übersetzung" fehlt eine persönliche Stellungnahme zum Werk. Wieso wurde gerade dieses Buch übersetzt? Alleine schon in der Reihe „dos poylishe yidntum", in der das Buch ursprünglich erschien, wurden mehrere berühmtere, poetischere, vielleicht auch einflussreichere Werke publiziert. Wie wurde also gerade diese Entscheidung getroffen? Wieso dieses Buch und nicht etwa die ersten bekannten Memoiren der modernen jiddischen Literatur von Yekhezkel Kotik? Der persönliche Bezug hätte hier eine weitere Dimension gebracht.

An sich ist jede Übersetzung aus dem Jiddischen zu begrüssen. Einst war das Jiddische eine mehrstimmige Sprache. Aus diesem Grund soll auch wirklich der

enge Kanon jiddischer Schriftsteller, die bis jetzt ins Deutsche übersetzt wurden, gebrochen und erweitert werden. Und die Übersetzung von Daniel Wartenberg ist (mit einigen unerklärlichen Ausnahmen) durchaus gut. Sowohl Jiddisch als auch Deutsch sind ihm wohlvertraut.

Es ist aber an der Zeit, dass Übersetzungen aus dem Jiddischen vollständig und souverän – ohne pittoreske Nostalgie – übertragen werden. Als nächster Schritt wäre zu hoffen, dass ein Verlag oder eine Kommission sich einmal mit der Idee eines ausgewogenen Gesamtplans für die systematische Übersetzung aus dem Jiddischen auseinandersetzen würde. Die Reihe von grundlegenden Werken, symbolistischen Texten, sentimentalen Romanen, ernsthaften Romanen, und vielem mehr, die darauf wartet aus dem Jiddischen übersetzt zu werden ist nicht nur aufregend, sondern auch lang.

Basel *Shifra Kuperman*

ZEIFERT, RUTH: *Nicht ganz koscher. Vaterjuden in Deutschland*, Berlin: Hentrich & Hentrich Verlag, 2017, 217 S., broschiert, ISBN 978-3-95565-208-1.

> *„Ich fühle mich immer als dieser jüdische Mischmasch, der ich bin. [...] Ich fühle mich gegenüber den Nichtjuden immer als Jüdin und gegenüber den Juden immer als Nichtjüdin."*
>
> (Frau Elsa; zitiert im Klappentext)

Die vorliegende, empirisch-qualitativ ausgerichtete Dissertation, die sich als eine der ersten im deutschsprachigen Raum mit sog. ‚Vaterjüdinnen und -juden' befasst, entsprang einer von der Heinrich-Böll-Stiftung geförderten, politisch orientierten Gruppenreise nach Israel, an der Ruth Zeifert (= Vf.in) 2005 teilgenommen hatte. Ihre Erfahrungen auf dieser besonderen Reise waren es, die sie veranlasst hatten, sich auf wissenschaftlicher Ebene mit Vaterjüdinnen und -juden auseinanderzusetzen, ist doch auch sie mit einer nichtjüdischen Mutter und einem israelischen Vater eine ‚Betroffene'. Diese Betroffenheit wurde von der Autorin mit den beiden Betreuenden der Arbeit, Micha Brumlik und Lena Inowlicki, thematisiert, um einer möglichen Befangenheit der Vf.in. gegenüber der Thematik gleich zu Beginn des Forschungsvorhabens zu begegnen. Dieses Projekt begann die Autorin 2006, zu einem Zeitpunkt, da es fast keine Arbeiten gab, „in denen die Spezifika Kinder jüdischer Väter und nicht-jüdischer Mütter bearbeitet oder problematisiert wurden." (S. 36) Immerhin fand sechs Jahre später, Anfang November 2012, eine Tagung mit dem Titel „Gemischte Familien und patrilineare Juden: hybride Identitäten des Jüdischen" an der Universität Zürich statt, wo auch Ruth Zeifert zum Thema referierte und erste Forschungsergebnisse präsentierte.

Ein Kind, das von einer jüdischen Mutter geboren wurde, ist gem. der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, jüdisch; ein Kind, das ‚nur' einen jüdischen Vater hat, wird halachisch nicht als jüdisch anerkannt. Es gibt indes reformiert-progressive Richtungen, die Kinder mit nur einem jüdischen Vater in die Gemeinschaft aufnehmen. Das Gesetz dieser sog. Matrilinearität geht zurück auf die Antike, auf

die Zeit, in der die mündliche Lehre kodifiziert wurde. Der amerikanische Gelehrte Shaye J. D. Cohen vermutet nach einer Analyse mehrerer Gründe für die Etablierung dieses Matrilinearitätsprinzips, „dass die wahrscheinlichste Lösung des Problems in einer stillschweigenden Übernahme römischer Rechtsgrundsätze durch die Rabbinen lag" (S. 11). Das Festhalten am Prinzip der Matrilinearität führt – dies steht unbestritten fest – zu einem kontinuierlichen Schwund der jüdischen Weltbevölkerung (ebd.).

Wenngleich, gemäss offiziellen Angaben, im Jahre 2011 in Deutschland nur 196 Kinder von nichtjüdischen Müttern und jüdischen Vätern geboren wurden (S. 35), ist das Thema dennoch virulent (s.o.) und erfordert eine hohe Aufmerksamkeit. Ruth Zeifert hat sich entschieden, ihrer Studie elf biografisch-narrative Interviews mit aus Deutschland stammenden Betroffenen zugrundezulegen, die zwischen 1922 und 1984 geboren wurden. Anhand dieser Interviews mit sieben Frauen und vier Männern, deren Identität selbstverständlich verschlüsselt wurde, wird deutlich, dass eine ganz zentrale Befindlichkeit aller Befragten darin besteht, dass sie zugleich „Nachkommen der Täter und der Opfer des Nationalsozialismus" sind (S. 13). Neben dieser inneren Zerrissenheit gibt es vier weitere Hauptmerkmale, die die Identität Patrilinearer bestimmen (können):

Zum einen ist dies die jüdisch-religiöse Identität von Vaterjuden und –jüdinnen, sodann die Bedeutung von Familiengeschichte und Schoa, die Rolle des Antisemitismus sowie die Bindung zu Deutschland und Israel. Zum letztgenannten Punkt hat Ruth Zeifert herausgearbeitet, dass der Lebensmittelpunkt Patrilinearer hauptsächlich in Deutschland liege, Israel aber im Leben sehr präsent sei. (S. 150).

Weiter kann festgehalten werden, dass die Patrilinearen mit ihrer jüdischen Identität durchaus hadern; kommen antisemitische Erlebnisse als „paradoxe Anerkennungserfahrung" (S. 103) hinzu, wird es schwierig, diese Zerrissenheit auszuhalten. So berichtet etwa ‚Rebecca', 1953 geboren, dass sie eine antisemitische Beschimpfung als „Bestätigung ihres jüdischen Selbst" (S. 105) empfunden habe. Ein Giur, ein Übertritt ins Judentum, kommt für alle Befragten jedoch nicht in Frage, da sich alle bereits mehr oder weniger als jüdisch verstehen. So hält etwa die zu Beginn zitierte ‚Frau Elsa', geboren 1922, denn auch ganz lapidar fest, dass sie sich nach reiflicher Überlegung zu konvertieren, dagegen entschieden habe, denn: „…wie soll ich etwas werden, was ich bin?" (S. 83).

Freiburg i. Br. *Yvonne Domhardt*